

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

37 (13.2.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 7

Johann Nestroy der Wiener Aristophanes

Von Dr. Otto Hipp

Als Ferdinand Raimund das volkstümliche Märchen-
drama zur Klassizität erhoben hatte und aus seiner tie-
fen Phantasie schöpfend, eine ideale Märchenwelt herbor-
zauberte, die in ihrer eigentümlichen Mischung von Er-
habenheit und Trivialität, von tiefem Empfinden und
harmloser Fröhlichkeit immer ein verklärtes Abbild der
Welt darstellte, da ergoß sich urplötzlich über Wien, die
Stadt der spezifischen Sorglosigkeit und Gemütlichkeit,
ein Schwefelregen von infernalischem Wit, eine Sturm-
flut ägender Laune brauste heran, ein Wirbelwind dia-
lektischer Bravouraden erfaßte sie, ein glühender Lava-
strom von unbarmherzigen Kontroversen und teuflischen
Einfällen wälzte sich verheerend über die kirchlich kunst-
voll angelegten und mühsam gepflegten Blumengärten
sinnigster Empfindung und romantischer Träumerei, ein
Hagelwetter verblüffender Gedanken und pessimistischer
Logik prasselte auf sie nieder und das aus seinem Taumel
der Vergnügungen aufgeschauchte Wien riß Augen und
Ohren auf und — lachte zu der überraschenden Wen-
dung, ja, es jubelte laut. Und der Mephisto des Volks-
stückes, der literarische Abgesandte der Hölle, wie ein
fromm-gläubiges Poetchen ihn nennen könnte, schmun-
zelte sardonisch und rief sich boshaft zufrieden die
Hände!

So schrieb Friedrich Schögl über den Wiener Dichter,
Philosophen und Schauspieler Johann Nestroy, der 1832
— also gerade vor einem Jahrhundert — mit seinen
ersten scharfen Parodien und ein Jahr später mit dem
„Kumpfbagabundus“ sich seine unerschütterliche Stel-
lung als Meister des Wiener Volksstückes erobert hatte.
Auch sein Zeitgenosse, der klassische Lustspielautor
Eduard von Bauernfeld, begrüßte ihn mit den Versen:

„Doch ist das Gemüt zu halten.
Aber das reale Leben hat auch seine scharfen Ecken,
Die darf man nicht verdecken . . .
Und so kam des Spottes Meister.
Mächtig schlug an unser Ohr
Sein satirischer Humor,
Und mit urgewichtig'ger Keule
Schlug er manche lächige Beule.
In des Volkes niedere Schichten
Drang er wie mit Seherblick,
Malte grell, doch mit Geschick,
Malte wahrhaft — zum Vernichten!“

Der Wiener Burgtheaterdirektor Heinrich Laube be-
klagte sich damals, daß „soziale Lustspiele ein
wahrer Schatz für die Bühne seien, daß aber
die deutsche Produktion auf diesem Gebiete so
viel ärmer wäre als die französische“, ohne zu
bemerkten, daß dicht neben ihm ein Dichter lebte, der all-
jährlich eine Unmenge sozialer Lustspiele gewissermaßen
nur so aus dem Ärmel schüttelte, die die ganze Lust ihrer
Zeit eingekapselt hatten, und damit die höchste Aufgabe
des Komödiendichters erfüllte. Und wenn Goethe sagte,
daß Voltaire Frankreich sei, so kann mit gleicher Berech-
tigung behauptet werden, daß Nestroy Wien sei, jenes
Wien, wie es zur geruchsamsten Zeit unserer Großväter
war: eine ganze Landschaft mit dem von ihr genährten,

entwickelten, zur Reife gebrachten Menschenschlag ist in
ihm lebendig geworden!

Nestroy hatte das Unglück, genial zu sein, und dies
in einem Lande, das eine starke Persönlichkeit nur schwer
aufkommen ließ. Nur dem Umstande, daß er Schau-
spieler und zugleich sein eigener Theaterdirektor war,
verdankte er seine große Popularität beim Publikum.
In seiner gleichnamigen Parodie auf Karl von Holsteins
Rührstück „Lorbeerbaum und Bettelstab“ sagte er: „Bis
zum Lorbeer verweig' ich mich nicht. G'fallen sollen
meine Sachen, unterhalten, lachen sollen d' Leut“ und
mir soll die G'sicht' a Geld tragen, daß ich auch lach',
das ist der ganze Zweck. G'passige Sachen schreiben und
damit nach dem Lorbeer trachten wollen, ist grad' so, als
wenn einer ein' Zwetschgentrampus macht und gibt sich
für einen Ribalen von Canova aus!“ An seinen Sohn
schrieb er einmal in späteren Jahren: „Das Leben ist
eine Komödie, eine schlechte, sie könnte von mir sein!“
Diese beiden Aussprüche charakterisieren wohl am besten,
wie der Dichter selbst sein poetisches Schaffen beurteilte,
wenn er auch sicher hier in seiner scharfen Selbstironie
zu weit gegangen ist.

Von der Volkstümlichkeit des Schauspielers Nestroy
läßt sich nur schwer ein Begriff machen. Ein Zeitgenosse
berichtet über sein Spiel folgendes: „Durch seine lange
Gestalt, die er nach Belieben bald verlängerte, bald ein-
knickte, durch seine schlotternden Bewegungen und mit-
tels frappanten Wechsel zwischen Schwerfälligkeit und
Agilität, überraschte und elektrifizierte er sein Publikum.
Großen Vorteil zog er aus seiner eminenten Jungenfer-
tigkeit und in den Rollen seiner eigenen Stücke über-
schüttete er die Zuhörer gleichzeitig mit einem Schwall
von Worten und mit einem Feuerregen glänzender Ein-
fälle.“ Nicht zu bezähmen war sein Gang zum Extrem-
porieren, der ihn wiederholt mit der Polizei des Staats-
kanzlers Fürsten Metternich und seines Polizeiministers
Grafen Sedlmayr in Konflikt brachte. So wies er in
Offenbachs Operette „Orpheus in der Unterwelt“ den
Merkur, der ihm die Krone aufsetzen wollte, unter An-
spielung auf die Königsberger Rede, mit den Worten
ab: „Die jek' ich mir selber auf!“

In seiner Posse von Gottsleben „Karnevalsabenteuer
im Schlossergasse“ hatte er von einer Mitspielenden zu
sagen, sie sei „die gute Stund' selbst“. Nestroy warf
einen Blick auf den verdächtigen Umfang der Darstel-
lerin und rief: „Man könnt' schon bald sagen, die gute
anderthalb Stund'!“

Nestroy war Satiriker bis zum Zynismus, so daß
Ludwig Speidel, einer der besten Kenner Alt-Wiens
und seiner Geschichte, mit Recht von ihm schreiben konnte:
„Man kann sagen hören, Nestroy habe den Wienern ihre
Ideale zerstört. Dieses Urteil ist zu scharf, zu unbedingt.
Nestroy ist nicht als Fremder nach Wien gekommen und
hat den Wienern das Joch seines Geistes nicht gewaltsam
aufgelegt; im Gegenteil, er ist aus dem Schoße Wiens
aufgestiegen und hat sich nur vorhandener Richtungen
bemächtigt, vorhandene Neigungen gesteigert. . . Die
Form seines Jornes war der Wit, der Sarkasmus und
manchmal jene schamlose Entrüstung, der Zynismus. Er
stieg die ganze Leiter des Spottes auf und ab und sein
vernichtender Hohn konnte sich momentan bis zu
Swinfischer Größe steigern.“

Daß hierbei das weibliche Geschlecht besonders schlecht
abschnitt, ist erklärlich, wenn man die Geschichte von

Nestroys erster Ehe nachliest. Am 23. August 1822, am
Tage vor dem ersten Auftreten des Dichters am Wi-
ener Körntnerthor-Theater, schrieb Rosenbaum, der in
Wiener Theaterkreisen verkehrende Sekretär des Grafen
Esterhazy und Gatte der von Josef Haydn hochverehrten
Sängerin Gahmann, in sein Tagebuch: „Die Zwettling
erzählte mir, daß Nestroy ihre Minna heiraten wolle,
wenn er beim Hoftheater engagiert ist. Ich stimme für
die Heirat nicht.“ Das Urteil war zutreffend. Der da-
mals kaum 23-jährige, für Frauenschönheit empfängliche
Jüngling, heiratete in Amsterdam 1823 die hübsche, aber
leichtfertige Wilhelmine Zwettling, die ihm am 21. April
1824 einen Sohn schenkte, der in der Taufe den Namen
Gustav erhielt. Die Ehe war jedoch äußerst unglücklich
und fand einen trüben Abschluß, als ihn seine Gattin
1827 in Graz mit ihrem Liebhaber verließ. Als Minna
dann aber fortfuhr, auf den Namen ihres Gatten Schul-
den zu machen, sah sich dieser genötigt, am 7. Februar
1845 die gerichtliche Scheidung einzuleiten. Diese erfolgte
aus alleiniger Verschulden der Frau, die in einer Er-
klärung selbst eingestand: „wegen eines mit einem da-
mals in Graz befindlichen Grafen Batthyany unterhal-
tenen Liebesverhältnisses aus dem gemeinsamen Haus-
halt entwichen zu sein.“

Und nun zum Abschluß noch einige Kostproben aus
des Dichters Teufelsküche.

Zhr fordert immer nur Vernunft vom Manne und
ih'r vergißt, daß die Vernunft ein Weib ist.

Zhr habt mir immer meine Bosheit vorgeworfen und
sie war nur immer meine Antwort auf eure Dummheit.

Es ist reizend, wie schnell eine kluge Frau zu einer
Dummheit zu haben ist.

Die Frauen sind uns so lange treu, so lange sie uns
nicht betrügen.

Ich habe nie eine Frau geküßt, ohne zu erröten; das
glaubte ich ihrem Mann schuldig zu sein.

Eine treuliebende Frau empfindet jeden Blick eines
fremden Mannes als Beleidigung; aber es laufen so we-
nig beleidigte Frauen herum.

Sie führt ihre Tugend spazieren, und wenn sie Pech
hat, kommt sie tugendhaft zurück.

Jede Frau hält ihren Namen, feurig ausgesprochen,
für die schönste, geistvollste Rede.

Das Weib glaubt, was ihm verboten ist, das darf der
Mann auch nicht tun. Wie arrogant! Und es ist doch
das konträre Verhältnis. Erlaubt sich das Weib das
Geringste, so leidet die Ehre des Mannes dabei; je mehr
sie aber der Mann erlaubt, je niederträchtiger er sie
behandelt, und sie erträgt alles als stille Dulderin, desto
mehr Ehre macht es ihr. Es gibt gar nichts Ausgezeich-
neteres für ein Weib, als wenn es im Renommee einer
stillen Dulderin steht.

Die Frauen werden in der Luft gleich zu lästig; am
besten halten sie sich, wenn's eingesperrt sind; das hat
mir ein Türk' g'sagt, der Deutsch können hat.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Ein Hochhaus zieht um

Die Amerikaner sind praktische Leute — wir verdan-
ken ihnen u. a. auch jene berühmte Umzugsmethode, bei
der das ganze Haus auf Rollen gesetzt und durch Zug-
maschinen an seinen neuen Standort befördert wird. Al-
lerdings wandte man dies Verfahren bisher nur bei re-
lativ kleinen und leichten Häusern an. Vor kurzem hat
sich jedoch zum erstenmal in der Geschichte der Technik
der Fall ereignet, daß ein richtiges Hochhaus von acht
Stoßwerken auf die gleiche Art „umgezogen“ ist. Der
Schauplatz dieses Ereignisses war die amerikanische Stadt
Indianapolis, und in dem Hochhaus war das dortige
Fernsprechamt untergebracht. Eines Tages stellte es sich
nun heraus, daß die Räume für die ständig wachsende
Zahl der Anschlüsse zu klein geworden waren, so daß man
sich wohl oder übel zu einem Erweiterungsbau entschlie-
ßen mußte. Man prüfte die Geländebedingungen und
sah, daß auf dem der Fernsprechgesellschaft gehörenden
Grundstück an sich auch für den Erweiterungsbau noch
genügend Platz übrig war, wenn nur nicht das bereits
vorhandene Gebäude so ungünstig platziert gewesen wäre.
Das brachte auf die kühne Idee, das achtstöckige, in sog.
„Stahlskelett-Bauweise“ ausgeführte Hochhaus soweit zu
verrücken, daß der Raum für den Erweiterungsbau frei
wurde. Bedingung dabei war, daß der Fernsprechbetrieb

auch während des „Umzuges“ nicht einen Augenblick un-
terbrochen werden durfte. Man begann damit, daß man
das Gebäude vorsichtig von seinen in den Boden ge-
rammten Grundpfählen löstrennte und es statt dessen
auf einen aus starken Eisenträgern konstruierten Trag-
rost setzte. Dann wurde der Tragrost und mit ihm das
ganze, rund 11 000 Tonnen wiegende Hochhaus durch
hydraulische Winden soweit angehoben, daß man ein paar
Duzend dicke Eisenwalzen darunter schieben konnte, für
die man aus Beton und Stahl eine glatte Rollbahn her-
gerichtet hatte. Dann wurden seitlich vom Tragrost aber-
mals hydraulische Pressen angelegt, die den Koloz Zen-
timeter um Zentimeter vor sich herdrückten, bis er dort
stand, wo man ihn hinhaben wollte. Insgesamt wurden
16 Meter auf diese Weise zurückgelegt, wozu man knapp
vier Tage brauchte. Zum Schluß wurde das Hochhaus
sogar noch um seine eigene Achse gedreht, da an seinem
neuen Standort die Straßenfront anders als vorher lag.

Die nebeligen Stellen der Meere

Der Nebel ist bekanntlich der größte Feind der Schiff-
fahrt, denn zahlreiche Schiffe finden alljährlich durch ihn
ihren Untergang und Tausende von Menschen dabei ihren
Tod. In einzelnen Punkten der Ozeane, wo kalte und
warme Ströme aufeinander treffen, so im Zuge der gro-
ßen transatlantischen Verkehrsstraße nach Nordamerika
an der Newfoundlandbank, gibt es oft wochenlang keine
nebelfreien Tage. Das Passieren dieser Gegenden, die
häufig nicht umfahren werden können, ist für die Schiffe

außerordentlich gefährlich. Als nebelige Stelle im Ve-
reichte des Atlantischen Ozeans ist die Küste von Maine,
der nördlichsten der New-England-Staaten, auf Grund der
Errechnung eines fünfzehnjährigen Durchschnittes zwi-
schen 1915 und 1930 festgestellt worden. Dort wurden
von der Wetterstation des Moose-Beake-Leuchtturms in
diesem Zeitraum im Jahre durchschnittlich 1607 Nebel-
stunden gezählt. In Tagen ungerichtet, sind hier also
67 Tage im Jahr nebelig. An der pazifischen Küste
dürfte Point Reyes in der Nähe von St. Franzisko die
meisten Nebelstage kennen. Hier wurden zwischen 1886
und 1930 jährlich 1398 Nebelstunden oder gleich 58 Ta-
gen festgestellt. Am Moose-Beake-Leuchtturm ist also jede
5. Stunde und bei Point Reyes jede 6. Stunde eine
Nebelstunde.

Ein neuer Erfolg der Chemie: Künstliches Chinin

Wie soeben gemeldet wird, ist Prof. Kabe vom Ham-
burger Chemischen Staatsinstitut die Synthese des Chi-
nins, jenes berühmten Heilmittels gegen die Malaria,
gelungen. Damit ist der Schlüsseltrick unter eine Arbeit
gezogen worden, die seit Jahrzehnten unsere Chemiker
beschäftigt und schon früher zu außerordentlichen Erfol-
gen geführt hat. Man ist dem Chinin nämlich schon sehr
lange „auf der Spur“ und im Laufe der letzten Jahre
ist bereits bei verschiedenen chemischen Verwandten des
Chinins die künstliche Herstellung gelungen. Den größ-
ten bisherigen Erfolg auf diesem Gebiet bedeutete die
Entdeckung des Plasmodiums, dessen Synthese vor drei

Zu viel plauschen tun die Betber erst, wenn sie alt werden; wenn sie jung sind, verschweigen sie einem zu viel.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen; darum erfordert dieser Stand auch eine so überirdische Geduld.

Man macht dadurch dem Ehestand ein sehr schlechtes Kompliment, daß man nur immer die verstorbenen Männer, die ihn schon überstanden haben, „die Seligen“ heißt.

In einer fremden Hochzeit hab ich nie was Widerliches gefunden.

Sie sagen, die Lieb' kostet nichts; kostet sie denn nicht das Herz, das man dabei verschrenkt? Aber an Herzen ist eigentlich nicht viel Gutes dran, es ist ein eigener Zauber dabei, man verschrenkt's hundertmal und es kommt immer wieder zurück; man glaubt oft, es ist noch fest bei der oder jener, auf einmal sieht man in ein paar schöne Augen ... bumm, bumm, bumm! fangt's zu klopfen an; da ist's schon wieder!

Stadt und Land

„Die Provinz“ gegen Berlin

Die Rede, die Hermann Erich Busse beim Kongress der P. C. N.-Clubs deutscher Sprache am 16. Januar im Haus der Presse in Berlin gehalten hat und auf die wir kürzlich in einem Leitartikel hinwiesen, hat folgenden Wortlaut:

Auf der Tagung der Rheinischen Dichter in Freiburg im Oktober vergangenen Jahres wurde das Thema Dichtung und Landschaft leidenschaftlich durchgesprochen. Das Problem rüttelte auf, und manch einer hob ganz im stillen für sich, von einem rasch hingeworfenen, zuweilen wie ein Schrei ausgebrochenen Wort eines andern geführt, Erkenntnisse ans Tageslicht, die ihm bisher verborgen geblieben. Eines ergab sich; soviel Köpfe versammelt waren, soviel Meinungen traten auf, und die unfruchtbare und häßliche Einseitigkeit in die Kammern des Spezialistentums feierte auch hier ihre frühlichen Urstände. Aber auch ein anderes kam zum Ausdruck auf dieser Tagung, nie ganz offen herausgesagt, doch stets hinter den Gesprochenen stehend wie etwas Selbstverständliches, das nicht der Klärung bedarf, der Stoll auf die Großstadt, sagen wir es glatt heraus, der Stoll auf Berlin, als dem Inbegriff der deutschen Großstadt. Das veranlaßte auch den Schweizer Lyriker Siltbrunner in seinem erfrischenden alemannischen Draufgängerstun zu schreiben; es sei so etwas wie eine Verschwörung gegen Berlin zu spüren gewesen. Es war gut, einmal den Finger auf diese Wunde zu legen und zu versuchen, festzustellen, warum wir hier im Süden, am Oberrhein, uns gegen Berlin aussprechen, nicht allein gegen die Großstadt an sich, nein ausdrücklich gegen dieses Berlin, das die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist und das seit einigen Jahren wieder so besonders wenig Liebe im Reich findet.

Wenn der Provinzler nach Berlin kommt, so betritt er harten Boden, verwirrende Fremde, er sucht sich zurechtzufinden, als wäre er im Ausland. Alles ist anders, alles ist hart und laut und hastig, und wer nicht gleich in diesen Jazz des Lärmes, des Tempos des Geschäftigen sich einfügt, dem begegnet — so empfindet er es — schnell bereiter, nicht böse gemeinter oder erklärender Blick. Jeder Provinzler, nicht nur der naive, fühlt sich als dummer Bauer behandelt. Gewiß, man amüsiert sich, man täuscht in den Großstadtkonversationen, aber man hat harten Boden unter den Füßen, man wird es bald müde, dieses Tempo ohne Rhythmus, dieses Jagen um Tagesbedarf und Modemeinung auf allen Gebieten. Eine stille Abwehr baut sich aus, eine keimende Unzufriedenheit, eine leere Unheißigkeit, denn alles, was man aus dem Lande mitgebracht hat an Anschauungskraft und Erlebnisbereitschaft, hat sich rasch enttäuscht verflüchtigt; und alles, was man bisher als geistige Notwendigkeit an Überlieferung, Gefühl und Treue berechtigt und gehegt hat, muß sich verächtlich zurückziehen in die verborgene Kammer, denn das gilt hier nicht, das wird abgetan als Vergangenheit und einfältige Dummheit, eben als provinziell, als unproduktiv. Man spürt das Mistat der Klänge, ohne davon zu wissen, und außerdem wird es ja dann auch überall proklamiert, aufdringlich, in den Illustrierten, in den Magazinsblättern, in Kino und Theater, in den Schaustellungen aller Art, in den Feuilletons gewisser Tageszeitungen. Was anders ist, wer anders malt, dichtet, musiziert, vor allem wer sich nicht zeigt und nicht auf sich deutet und auf sich deu-

zahlen gelang; die Heilwirkungen dieses Stoffes sind dem eigentlichen Chinin teilweise sogar überlegen. Auch über den inneren Bau des Chinins selbst waren sich die Chemiker schon soweit im Klaren, daß der nummehr erzielte Erfolg seit einiger Zeit „fälliger“ war. Ob die neue Entdeckung zunächst große praktische Bedeutung erlangen wird, ist zweifelhaft — erstens wird das künstliche Produkt in der Herstellung wahrscheinlich größere Unkosten verursachen, als die Gewinnung des natürlichen Chinins aus der Chininarinde und ferner gibt es schon so viele künstlich hergestellte Heilmittel, die dem Chinin ähnlich sind, daß eine wirtschaftliche Rentabilität des künstlichen Chinins zunächst kaum angenommen werden kann. Um so größer ist aber die wissenschaftliche Bedeutung der Entdeckung Prof. Rabes — außerdem werden die durch ihn neu erschlossenen Einwirkungen in die Konstitution dieses wichtigen Stoffes sicherlich im Laufe der Zeit auch zu Verbesserungen der dem Chinin verwandten Heilmittel führen.

ten läßt, dem ist der Weg hier hoffnungslos verbaut. Die Herrschaft der Tagesparole ist es, die dem Mann, der aus der Landschaft, aus irgendeinem der deutschen Gauen nach Berlin kommt, bald die Stadt, wo doch immer wieder die geistigen Höhen des Reiches zusammenzulaufen sich sehnen, verleidet. Die eben in das gerade zur Mode erhobene Gewebe nicht passen, werden abgelehnt oder nicht beachtet. Das ist die Anklage.

Eine weit größere Anklage ist die, daß man von der Großstadt aus verachtet, die Quellen, woraus immer wieder Werke, in unserem Falle Dichtungen gespeist werden, die über der Tagesmeinung stehen, zu trüben. Man spricht und schreibt verächtlich von Heimatkunst, wenn einer aus der Mitte seines Wesens heraus schafft, wie es ihm angeboren ist, wie es um ihn herum geboren ist. Gewiß, es gibt eine Art von Heimat-Schrifttum, das unerträglich ist, aber das hat ja mit Kunst nichts zu tun. Unerträglich ist im selben Maße, ja noch mehr, das heute so gehäufte. Kritizentum, auf dem Gebiete der Landschaftsdichtung. Man findet plötzlich diese oder jene Landschaft des künstlerischen Bescheidens wert, auch sie jubeln zu erschaffen, erfindet spritzige, perlende, reizvolle Formulierungen ihrer — Oberflächlichkeit. Diese oft sehr raffinierte, Kulissenjucherei um die höchst elegante, vielgereichte, unfehlbar den Geist der Umwelt spürende und beherrschende Person des Schreibenden steht zur Zeit hoch im Kurs, es ist die kunstgriffige Rede der Großstädter und der Weltreisenden.

Wer in der Landschaft lebt, wer, soweit das dem zivilisierten Menschen noch möglich ist, mit der Landschaft lebt, der lehnt in heißem Eifer und unbedingbarer Hartnäckigkeit das Großstädtische als Kulturmaßstab ab. Er schießt nicht selten übers Ziel hinaus dabei, das ist richtig, aber er muß sich gegen die Quelltrüber, die Zerstreuer und Erschütterer des Weinens, die Zerleger der Grundmauern wehren; und er wehrt sich eben gegen Berlin, weil er sich nicht selbst aufgeben will, weil er die Masse nicht mag. Er ist Teil des Volkes, nicht Teil der Masse. Er ist Teil der Einheit von Landschaft und Volk, Teil einer rhytmischen Ordnung, die nirgendwo Verläufe hat. Er strebt danach im Werk, im Dichten diese Einheit zu erschaffen, diese Einheit verdichtet auszusagen. Er müht sich darum, und er ist besessen von seinem Willen. Er schafft nach dem schöpferischen Prinzip: er soll offenbaren, er soll erheben und weiterführen, er soll danern in seinem Werk, er soll in alle Richtungen damit hineinragen, es aus der Tiefe der Vergangenheit holen, es in gegenwärtigen Raum ausbreiten, es in die Welt, in das allgemeine Geschehen hinausweiten. Er soll es. Wenige können es. Er braucht Zeit, er braucht Bestimmung, er braucht Ruhe. Jedes Kunstwerk braucht dies, es liegt im Geseh des Lebens.

Dagegen verhält die Großstadt. Sie läßt niemand Zeit und Ruhe, sie predigt das Tempo. Sie hebt einen Entdecken empor und verflucht ihn, sobald er nicht mißfällt und miteilt. Kunst hat nie Tempo im heutigen Sinne, sie hat Rhythmus. Alles, was gehest ist, tagebienereif gezeugt, selbst wenn es durch einen Künstler gehest, hat mit Kunst nichts gemein, übrigens auch mit wesenhaftem Leben nichts. Kunst ist stets die Mühe eines begnadeten, gefühmbigen Wachstums, das Rhythmus hat, nicht Tempo. Rhythmus ist ein Ausdruck der inneren Organisation, nicht des äußeren Antriebs.

Nun haben wir ja im oberheiniischen Kulturkreis und unter den Dichtern Beispiele genug, um scheinbar den Beweis führen zu können, daß gerade Berlin ihnen die Wege ebnet hat in die Öffentlichkeit, und daß man erst auf die Initiative Berlins hin im eigenen Lande aufmerksam wurde auf einen bedeutsamen Geist. Das klassische Beispiel hierfür ist der große Schweizer Gottfried Keller.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man im Lande gerade in Dingen des Geistigen auf das Urteil Berlins wartete und es für jeden Künstler der Aufbruch zum Ruhm bedeutete und Anregung zu höchstem Schaffen gab, wenn vom Norden her anerkennde Stimmen laut wurden. Diese waren einmal lebensschlicher, weniger oberflächlich und schwebelrig, man glaubte an ihre Urteilsfähigkeit, selbst wenn auch sie nicht unfehlbar sein konnten. Das Mitleid hat sich gewendet. Heute, ich sage es offen und könnte es aus Briefen und Gesprächen vielfältig genug belegen, nehmen wir in der Südwestecke des Reiches, in der Landschaft am Oberrhein wieder den schon früher allerdings geschichtlich und stammesmäßig begründeten Standpunkt ein, alles, was von Berlin her als Kunstwerk oder Geistesleistung gepriesen wird, mit Mißtrauen zu empfangen, und dies oft mit Recht. Wieviel davon, was die letzten Jahre uns bescherten, ist noch da, auf der Bühne, auf dem Buchmarkt. Ich will keine Beispiele geben, die kennen Sie ja alle selber.

Jemandem ging von der Großstadt aus in den letzten Jahrzehnten eine große Leidung in die Landschaft hinaus. Man sah das für schöpferisch lebendig an — in der Psychologie, die aus der Nachkriegsarmut fieberie —, was in Wirklichkeit nur aufgeregt war, aufgeregt geschäftstüchtig, aufgeregt ruhm- und gewinnstüchtig, aufgeregt geltungsbedürftig. Eine Brandung von Talenten und Halbtalenten stürmte gegen die große, tosende und wachsende Stadt an, die wie ein riesenhaftes Abenteuer alle zu sich herrief, die etwas werden, gelten, und die etwas schaffen wollten. Inflation des Geistes, Wucher und Schiebung, Aufgeblähenheit und Überheblichkeit, dafür war der gleichende beleuchtete Asphalt gut, aber auch für wurzellos und weglos Leere und Ausgeliebte. Die dampfen, dunklen Jahre in den Schuppengebäuden, die lichtlosen und nahrunglosen Wohnungen der Hungerjahre hatten uns gierig gemacht, wie Moten ans Licht zu taumeln. Wir sind ernüchert, wir haben der Abenteuer genug und übergenug, die in Wirklichkeit nur Blendung waren.

Und nun schwillt der sehnsüchtige Auf immer mehr an, los von der Großstadt, los von der Parole der Plakat- und Säulenreklame in den Belangen des Geistes. Waren es bisher die Unruhigen im Lande, und viele der Besten im Lande, die die Großstadt als den Raum suchten, wo sie Erlebnisse und Er-

regungen zu sammeln hofften, so sind es nun die Stillen in der Stadt und abwärts viele der Besten, die auf das Land, das heißt in die Landschaft zurückkehren, zu den Quellen zurück. Gottlob haben wir ja noch Landschaften genug, die nicht zum Vergnügungsraum im Bodenend des Großstädtlers geworden sind, obgleich auch diese Bewegung spontan den Abfall von der Stadt einleitete.

Es liegt nicht in der Art des Deutschen, vielleicht liegt es in keines gefunden Volkes Art beschlossen auf die Dauer, diesen Gegenwartsdünkel, diese künstliche Hochwertung des Gegenwärtigen auf Kosten des seither Beständigen zu ertragen. Das Volk, das noch Instinkt hat, hält an der Überlieferung fest. Macht man sie ihm lächerlich, zerrüttet ihm den ihm zugewachsenen und als selbstverständlich gewahrten Besitz am Geistesgut, an Kulturgut, so muß es, wenn es gesund ist, mit Feindschaft gegen die stehen, die das versuchen. Und von Berlin aus wurde dies versucht. Man sieht schon auf die sich mehr und mehr ihrer Werte bewußter und aus ihnen sich erneuernden Kulturkreise, die sich dort erhalten haben, wo ein Volk noch Kraft seines inneren Raumes, seiner vererbten Würdigeren im Eigenen geblieben ist, zu wenig geschweidig ist, das ihm nicht Gemühe anzunehmen. Ich komme aus solch einem Kulturkreis, der ganz eindeutig die Landschaften und die Volkstümlichkeit alemannischen und fränkischen Geblüts umgibt am Oberrhein. Wir haben wohl große Städte aufzuweisen, aber keine Großstadt. Wir lieben diese Städte, sie sind die Sammelbeden unserer landschaftlichen und völkischen Kultur, die durchaus weit offen ist, durchaus nicht innerhalb der Grenzen verbarren, etwa museenhaft aufgedoppelt und dumm geworden. Für Welt und Zukunft sorgt der Strom. Menschen am Strom sind frei, weltläufig und fernsüchtig. Unsere Städte Basel, Freiburg, Straßburg, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt sind nicht allein Sammelbeden der geistigen wie der wirtschaftlichen Kräfte des Landes, sie sind vor allem aus dieser Sammlung heraus die Nährmutter der Landschaft. Das Spiel der Kräfte ist stark und fruchtbar, weil es natürlich ist. Die Städte sind mit dem Land verwandt, blutsverwandt, und sie pflegen diese Verwandtschaft. Die Städte sind Krönungen der Landschaft, sie herrschen, weil sie wachsen lassen um sie her, was wächst, und weil sie das Wohlwollende hegend aufnehmen.

Obgleich gerade das Oberrheinland fast in jedem Jahrhundert einmal durch Kriege nahezu vollkommen verwüstet wurde und verarmte, raffte sich der oberheiniische Mensch immer wieder auf und ließ seine Kraft walten, die kulturbildend, jag und großzügig zugleich unerschöpflich scheint. Aus dem Schoße des oberheiniischen Bauerntums sind uns die größten Künstler und Gelehrten deutscher, ja internationaler Geltung erwachsen. Die einzigartige Landschaft wirkt natürlich mit, mehr wohl, als man ahnen kann, die große, ewig sich wiederholende, dennoch nie eintönige Ordnung im Ablauf der Jahreszeiten, die wir hier noch als unser Leben erleben, nicht als Schaustück, wie sie dem in Mauern lebenden Großstädter bei gelegentlichen Ausflügen sich darbieten.

Ein namhafter Gelehrter, ein Norddeutscher, fuhr mit mir von Berlin nach Süddeutschland. Als wir den Main passierten und stumm in die Landschaft hinausschauten, da sagte er auf einmal: wie das alles musiziert, wie das alles so anders ist als im Norden, atmosphärisch und seelisch.

Und dieses Atmosphärische, dieses Geistige ist großstadtfeindlich. Das läßt sich weder wirtschaftlich noch motorisch ausmünzen. Das widersteht der Wolkenträger- und Filmkultur erheblich, das widersteht dem Tempo auf der Oberfläche, mit ihm sind keine Beforde zu schlagen, keine Sensationen zu betreiben. Der Geist weht, wohin er will. Dagegen, gegen dieses Freiheitsspiel aller Gelebe hat Berlin immer wieder Vorstöße gemacht, listige und plumpe. Zu einem der plumpest gehört, daß man die Parole ausgab, den größten Geist der Neuzeit, auch einer, der aus dem oberheiniischen Kulturkreis erwuchs, Goethe in diesem Jahr nicht zu feiern, obwohl die ganze Welt es gerade heute bitter nötig hat, von der Herrschaft des Materials weggelöst zu werden unter die des Geistes, der das Leben lebensgemäß erhält, und das Menschtum der natürlichen Würde wieder zuwendet. Aber der Geist weht, wohin er will, und wann er will.

Berlin ist nicht Deutschland, Berlin ist nicht einmal Europa, vielleicht Amerika. In allen geistigen Bezirken Treuhänder des Reiches zu sein, Sammelbeden und Nährmutter aller Landschaften, aller Kulturkreise, die sich nun einmal, weil das deutsche Volk sich aus vielen, oft von Grund auf unähnlichen Stämmen zusammensetzt, bilden mußten, dies zu sein und schenkende Nährmutter aus der Fülle des Gesammelten, das hat Berlin verstanden. Es hat dem literarischen Schächer, der würdelosen Manie, dem obenunternden Artistentum die Räume der Kunst preisgegeben, es hat nicht mehr versucht, die wahren Kräfte des Landes zu bewahren, kennt sie nicht einmal mehr.

Die Zeit ist zu knapp bemessen, um dies voll auszusprechen. Berlin ist ein Fremdkörper innerhalb des geistigen Deutschland geworden und hat Groberungselüste spielen lassen. Es wollte Deutschland befristieren, nicht nur im Geistesleben.

Gegen die Gefahr der Berlinisierung richtet sich der Kampf der Kulturkreise; aber ich glaube, daß die Gefahr ihren Höhepunkt überstiegen hat, schon daß uns hier Gelegenheit gegeben wurde, einmal frisch von der Leber weg zu reden, ist ein Zeichen dafür. Mögen die höchsten Schalen abbrechen, die sich um den guten Kern der Hauptstadt Deutschlands in merkwürdigen, abenteuerlichen, bestimmungslos bitteren, geheherten und kankwüchigen Jahrzehnten gelegt haben, und mögen nun wirklich die Kräfte an das Regiment kommen, die fähig sind, zu treuen Händen zu nehmen, was das in, mer noch an Erbgut und auch an gegenwärtigen Schaffen zeich Land, die „Provinz“, zutage fördert; nur dann können wir mit Stolz und mit Erfolg weltläufig sein, nicht nur europäisch. Ein Volk, das seinen eigenen geistigen Raum nicht in lebendiger Freiheit und Ordnung bewohnen darf, wird niemals fähig sein, sich in einem fremden geistigen Raum erfolgreich bewegen zu können.